

WELLEN IM LETZIBAD

Vorwort zu: Freibad Letzigraben. Von Max Frisch und Gustav Amman, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2007

Das Freibad Letzigraben war rund 60 Jahre in Betrieb bis es 2006/07 umfassend saniert wurde. Es ist gealtert, ohne dass es grundlegend umgebaut worden wäre und zeigt lediglich die Spuren der Nutzung, der Witterung und diverser Vereinfachungen. Ein Zierteich wurde zum Blumenbeet, ein Kinderbassin zum Sandkasten, wassernahe Bäume sind gefällt worden und die windigen Garderoben schloss man mit zusätzlichen Wandelementen ab. All diese Anpassungen an veränderte Ansprüche sind nun rückgängig gemacht, oder da, wo dies wie etwa bei der Wassertechnik nicht möglich war, in schonende Lösungen verwandelt worden. Mit der Wiedereröffnung sehen die Wiesen, die Anstriche, die Steinmauern wieder aus wie neu, wie damals vielleicht bei der Eröffnung oder gar noch schöner, da nun die Bäume ausgewachsen sind.

Dass man Altes auf diese Weise wiederherstellt und nicht einfach ein neues Bad baut, hängt nebst dem grossen Namen des Architekten auch damit zusammen, dass sich das Alte nicht herstellen lässt. Auch wenn das Bad nun mit Strömungskanal und künstlichen Wellen den Erlebniserwartungen eines heutigen Publikums entgegenkommt, interessieren sich viele Menschen dafür, wie es früher aussah. Es bietet sich das seltene Erlebnis des Unveränderten. Fragten wir hingegen den jungen Architekten Frisch, so äusserte er sich unerbittlich: «Das Neue also, das Unsere, ist im Grunde schon verworfen, bevor wir unseren Zeichenstift ergreifen. In dieser Luft dürfen wir nun schaffen, von keiner Erwartung begleitet, bemuttert von historischer Pietät, die alles Mass übersteigt, umgeben von der fraglosen Selbstpreisgabe unseres Geschlechts [...]», schreibt er im Zusammenhang mit dem Wettbewerb um den Erweiterungsbau des Kunsthauses 1944. (1) Man wird also, auch in Kenntniss späterer, durchaus selbstkritischer Äusserungen, die Renovierung nicht vorlaut als Hommage an den grossen Schriftsteller und Architekten darstellen. Und doch bedeuten die Umbauarbeiten an der Anlage, dass man das Bad in seiner ursprünglichen Form erhalten will. Das ist nicht nur der Wille politischer Instanzen, sondern auch der von Besuchern des Bades.

Im Freibad werden, anders als in den Kastenbädern am Fluss oder See, ganze Familien empfangen und nicht nach Geschlechtern getrennt. Und es besteht, folgt man den programmatischen Vorgaben der 30er-Jahre, weniger aus Architektur denn aus Wasser, Luft und Licht. Im Letzibad sind diese «volkshygienischen» Ansprüche insofern mit besonderer Deutlichkeit umgesetzt, als die fast japanisch anmutenden, leichten Bauten alle am Rand des Grundstückes aufgereiht sind und den zentralen Bereich dem Wasser und dem Park überlassen, diesen zeichenhaft umranden, wie *Claude Lichtenstein* ausführt. Sie formieren sich nirgends zu massiven Volumen, mit Ausnahme der Bassinschalen, doch auch hier bleiben schliesslich nur die Ränder sichtbar. Es liegt deshalb nahe, die oft vermerkten formalen Analogien zur Landesausstellung 1939 auch auf funktionale zu erweitern: Es ist eine Architektur, die das eingefasste Gelände zum Gegenstand macht und mit ihm seine Besucher.

So erscheint es folgerichtig, dass die Gestaltung der Anlage, wie *Johannes Stoffler* in seinem Beitrag darlegt, dem erfahrenen Gartenarchitekten Gustav Ammann übertragen worden ist. Mit seiner Bepflanzung, verbunden mit den leicht geschwungenen, nur scheinbar durch das Gelände geformten Gehwegen, werden allzu zweckgerichtete Gedanken schnell zerstreut. Man befindet sich in der Landschaft, spaziert auf diesem losen Wegnetz und überlässt sich dessen Blickregie. Nur am Eingang wird diese durch die «Garderoben-Allee» streng

geführt, dann öffnen sich verschiedene Ansichten und Blickachsen, die deutlich machen, dass dieses Parkbad nicht allein auf dem Reissbrett entworfen worden ist, sondern den Spaziergänger auch als Betrachter mit einbezieht.

An sonnigen Tagen ist der Rasen mit bunten Badetüchern übersät. Die Badegäste bringen ihre eigenen «Grundstücke» mit und besetzen damit die Liegewiese mit gemessenem Abstand zum fremden Nachbarn. Dieses symbolische Territorium des Badetuches ersetzt gleichsam die abgelegte Kleidung und gewährt im Kleinen, was das Freibad schon als Ganzes bietet: Es umgrenzt eine Enklave ungewohnter körperlicher Freiheit und Intimität; die Haut wird nicht nur sichtbar, sondern berührt den Rasen, wird von kaltem Wasser umspült und von der Sonne gebräunt. Das Bad ist gleichsam ein grosses Sommergewand, in dem man sich mit andern frei bewegen kann – diese Ungezwungenheit will aber gleichzeitig reglementiert sein. Das wird insbesondere dann zum Problem, wo neue Bevölkerungsgruppen das Freibad für sich entdecken. Obwohl man sich, zumindest vorübergehend, von gesellschaftlichen Attributen befreit, ist dieses Paradies unsichtbar aufgeteilt und dient mitunter der modellhaften Wiederholung weltlicher Streitigkeiten bis hin zu Schlägereien unter verschiedenen Einwanderergruppen.

Dass dieses Terrain nicht immer die heutige idyllische Ausstrahlung besass, verrät das Gedächtnis des Bodens. Kaum 50 Zentimeter unter dem Rasen fanden sich Spuren früherer Nutzungen, wie *Andreas Motschi* berichtet. Man tut sich nicht ganz leicht mit der Vorstellung, dass sich hier einmal ein stinkender Wasenwinkel und ein Galgenhügel befunden haben sollen und in der Erde unter dem Badetuch die Skelette der geschundenen Kreaturen liegen könnten. Der leisen Feierlichkeit des Ortes, die sich häufig an den Rändern des Tages einstellt, vermag diese Vorstellung jedoch keinen Abbruch zu tun. Und häufig sind es ja die Orte mit einer langen Geschichte, die trotz profanem Gebrauch – hier mit viel Kindergeschrei und Chlorgeruch – etwas aus dem Zeitstrom herausgerückt sind.

«Es ist diese Langfristigkeit, die mir schliesslich am meisten bedeutet», sagt *Pierre Geering*. Der Bademeister und ehemalige Ethnologe arbeitet seit 1981 im Bad und hat auf diesem Terrain viele Entwicklungen hautnah miterlebt. Eine davon hat er selbst mitgeprägt. Es begann mit einem zufälligen Fund von Originalplänen und Bildmaterial zum Letzibad. Dies wurde ihm zum Anlass, sich intensiver mit der Geschichte des Freibades zu beschäftigen und mit ehemaligen Beteiligten oder deren Hinterbliebenen zu reden: mit Hannes Trösch, dem damaligen Mitarbeiter von Max Frisch, mit Peter Amman, dem Sohn des Landschaftsarchitekten Gustav Ammann, mit der Nichte des Künstlers und Freundes von Max Frisch, Eugen Früh, und dem Bildhauer Louis Conne. Angereichert wurde diese Sammlung mit zufällig gefundenen Amateurfotos und Postkarten aus Brockenhäusern und neuen Bildern von Künstlern und Künstlerinnen, denen unentgeltlich ein Atelier auf dem Gelände zur Verfügung gestellt wurde mit der Auflage, sich auch thematisch dem Badebetrieb zu widmen.

Aus Anlass des 50-Jahr-Jubiläums 1999 hat man in der für Geering typischen Haltung von strategischer Beiläufigkeit eine leerstehende Garderobe kurzerhand in ein «Museum» umgewandelt und einen Trägerverein gegründet. Die in loser Folge realisierten Ausstellungen und die damit verbundene Resonanz haben dazu beigetragen, dass das Bewusstsein für die geschichtliche Bedeutung des Bades gewachsen ist und mit Max Frisch in Verbindung gebracht wurde. Mit der Renovierung und Wiedereröffnung 2007 wird nun der Ausstellungsraum zur festen Institution, die auch im Winter öffentlich zugänglich bleiben soll. So werden künftig jene Notationen der Zeit, die mit der Renovierung gelöscht wurden, als Geschichte wieder sichtbar gemacht.

Das alte Bad ist allerdings nicht nur auf Plänen und Fotografien, darunter auch wunderbaren Farbbildern aus den 50er-Jahren, dokumentiert. Es gibt Stammgäste, die seit der Eröffnung «dabei sind» und die seither bei jeder Gelegenheit das Bad aufsuchen. Sie legen sich vielleicht immer an denselben Ort, auf denselben Stein in die Sonne, sie haben sich vielleicht auf der Liegewiese zum ersten Mal verliebt und gar die Wahl ihres Wohnortes nach dieser Badegelegenheit ausgerichtet. Oder sie konnten sich gar lange nicht erklären, warum sie sich im Bad so wohl fühlten. Es ist in den Gesprächen, die *Renate Menzi* mit einigen von ihnen geführt hat, nicht zu überhören, dass es früher etwas schöner war und vor allem etwas lustiger zugeht. Das mag an den veränderten Zeiten liegen. Was das Letzibad anbelangt, nimmt der Architekt die Antwort in seinem «Entwurf einer Weisung an den Stadtrat» vom 12. März 1944 vorweg. Er geht bei seinem Projekt «(...) von der Überzeugung aus, dass es sich nicht nur um die leibliche Erholung handeln kann; das Wohlbefinden, das die Freizeit bringen soll zu einer Zeit, wo es die Arbeit nicht mehr bringt, geht wesentlich vom Gefühl aus, dass man frei ist, nicht nur der Kleider ledig, sondern frei auch in diesem Sinne: man tritt aus der Serie heraus». (2)

Dass das Freibad Letzigraben nicht nur in der Erinnerung zu einem Sehnsuchtsort werden kann, bestätigt *Bruno Steiger*, der seit Langem in unmittelbarer Nachbarschaft des Bades wohnt und schreibt. Seine erzählerische Sommerträumerei im und um das Letzibad beruft sich sowohl auf eigene Erfahrungen als Bauzeichner wie auf seine langjährige Auseinandersetzung mit dem literarischen Werk von Max Frisch. Der damalige Doppelberuf des bauenden Dichters oder schreibenden Architekten kann dazu einladen, das Bad als Buch zu lesen oder im Text weiterzubauen. Andererseits ist es nicht unüblich, dass eine schriftstellerische Berufung zumindest in den Anfängen einer Laufbahn mit einer andern Tätigkeit «querfinanziert» wird. Bei Frisch darf man immerhin davon ausgehen, dass die Bestimmtheit, mit der er sich in die Architekturdebatte seiner Zeit einmischte, auch auf seine sprachliche Schärfe zurückgeht. Gleichzeitig spürt man, wenn er die Einwände gegen die Bewahrung des Alten vorbringt, den dringenden Anspruch auf ein gesellschaftlich anerkanntes Betätigungsfeld. Er scheint kaum damit gerechnet zu haben, dass auch sein Bau dereinst bewahrt werden würde, da ein Freibad im Gegensatz zu einem Text altern kann. Mit dem Einbau einer Wellenanlage im ehemaligen Sportbecken wird nun das Bad zu einem «kleinen Meer am Letzigraben», wie man es in Abwandlung des von *Walter Obschlager* zitierten Artikels von Frisch betiteln könnte. Und angesichts des mit grosser Sorgfalt erneuerten und erst jetzt wieder in seinen Qualitäten erkennbaren Bades gehen wir gerne freimütig davon aus, dass es auch den älteren Schriftsteller «mit stummem Jubel erfüllt» hätte, selbst wenn der Zugang nicht durch den Wald, sondern durch die dichte Vorstadt führt.

(1) Zitiert nach Bruno Mauerer, Nicht vom lieben Gott, in: *Bauwelt* 1991, Heft 23, S. 1174.

(2) Zitiert nach Walter Obschlager (Hrsg.), Max Frisch: «Es wird nicht über Literatur gesprochen.» Zürich, Letzigraben 1942-1949, 2007, S. 33.